



1925-03-08

In den Fußstapfen des Riesen

Selma Otilia Lovisa Lagerlöf

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250308&seite=12&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Lagerlöf, Selma Otilia Lovisa, "In den Fußstapfen des Riesen" (1925). *Essays*. 610.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/610

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

In den Fußstapfen des Riesen.

Von Selma Lagerlöf.

(Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.)

Friederike Bremer, die nicht nur eine eifrige Reisende war, sondern auch die Menschen und Verhältnisse in den Ländern, die sie durchstreifte, gründlich kennen zu lernen trachtete, kehrte im Jahre 1849 von einer Reise in den Vereinigten Staaten zurück. Dort drüben hatte man wohl ihre Aufmerksamkeit auf den schottischen Historiker und Philosophen Thomas Carlyle gelenkt, dessen Bücher in der ganzen angelsächsischen Welt mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen wurden; und in dem Gepäck, das sie heimbrachte, befand sich auch eine seiner Schriften, eine Essaysammlung mit dem Titel: „Heroes, hero worship and the heroic in history.“

Welche Schicksale das Buch in der nächsten Zeit hatte, ist der Schreiberin dieser Zeilen unbekannt. Aber zu Beginn der achtziger Jahre, als ich das höhere Lehrerinnenseminar in Stockholm durchmachte, befand es sich in der Schulbibliothek, und Friederike Bremers Name auf dem ersten Blatt des Buches schien ja zu bezeugen, daß sie selbst das Buch dieser Lehranstalt geschenkt hatte, die auf ihre Anregung hin entstanden war und wo so viele junge Mädchen sich vorbereiteten, ihre Ideen ins Leben hinauszutragen.

Thomas Carlyle lebte noch bis zum Jahre 1881, aber obgleich sein Ansehen sich keineswegs verringert hatte, sondern gerade um diese Zeit auf seinem Höhepunkt gestanden sein dürfte, war er doch noch in Schweden ganz unbekannt. Keine schwedische Uebersetzung seiner Arbeiten war noch erschienen und Friederike Bremers Buch stand ungelesen und unbeachtet in der Schulbibliothek. Zu Ende des Sommersemesters 1884 geschah es jedoch, daß ich es mir zufällig auslieh, um es nebst vielen anderen daheim auf dem Lande als Ferienlektüre zu verwenden. Zu meiner großen Schande muß ich gestehen, daß sowohl der Name des Verfassers wie der Inhalt des Buches mir ganz unbekannt war und daß ich es mir nur ausgeliehen hatte, weil der Titel „Helden, Heldenverehrung und das Heldenhafte in der Geschichte“ mich hoffen ließ, daß ich hier ein englisches Gegenstück zu unseren nordischen Heldensagen finden würde.

Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich mich an einem Regentage in das breite, rote Sofa in dem Mädchenzimmer auf *Marbacka* kuschelte, um das Buch zu lesen. Auf den ersten Blick sah ich, daß die Helden des Buches historische Persönlichkeiten waren, wie Cromwell, Luther, Napoleon, und daß es sich hier um Wirklichkeit handelte, nicht um Sagen oder Mythen. Die ersten Zeilen erschienen mir fast unverständlich, so anders waren sie als alles, was ich bisher gelesen hatte. Aber bald wurde mein lebhaftes Interesse wachgerufen und eine Bewunderung, in die sich die allergrößte Freude mischte. Schließlich war mir so zumute, daß ich vor Entzücken fast laut aufgeschrien hätte. Ich hätte auf Wege und Stege hinauseilen wollen, um allen Menschen zu erzählen, welch köstlichen Schatz ich gefunden hatte.

Während ich so las, war mir nämlich etwas sehr Merkwürdiges widerfahren. Ich selbst hatte ja schon seit vielen Jahren versucht, mich zur Schriftstellerin heranzubilden. Aber ich glaubte mich zur Poetin berufen. Und alles, was ich bisher geschrieben, war in gebundener Form gewesen. Die Idee, die Geschichte der alten Värmeländer Kavaliers zu erzählen, hatte ich schon, aber ich dachte sie mir immer in Reim und Metrum ausgeführt. In Prosa hatte ich kaum etwas anderes geschrieben als schwedische

Aufsätze; da mir diese aber regelmäßig Lob für den Inhalt, aber bitteren Tadel wegen der Formgebung brachten, trug dies dazu bei, mich in dem Glauben zu bestärken, daß meine Heimat das Gebiet der Poesie war.

Unter den Prosaschriftstellern gab es natürlich eine ganze Menge, die ich ebensosehr bewunderte und liebte wie die Dichter. Ich hatte in meinen ersten Jugendjahren mit solchen Meistern des Prosastils Bekanntschaft gemacht, wie Dickens und Thackeray, Daudet und Flaudert, Ibsen und Björnson, Lie und Kielland, Turgenjew und Tolstoi, H. C. Andersen und J. P. Jacobsen, um nur einige zu nennen, deren Größe bestehend zu sein scheint. Aber keiner von ihnen hatte eine solche Wirkung auf mich ausgeübt wie Carlyle.

Hier, bei der Lektüre dieser leidenschaftlichen Seiten, dieser Sätze, die mit vulkanischer Kraft hinausgeschleudert wurden, dieser Bildersprache, aus allen Ecken und Enden der Welt geholt, dieser Aussprüche, gebieterisch und drohend wie bei den Propheten der Bibel, empfand ich das seltsame Gefühl, etwas Verwandtes in mir zu bergen. Eine Fähigkeit, die im Unbewußten geschlummert hatte, wurde zum Leben erweckt, und ich hatte das deutliche Gefühl, daß auch ich eine solche Prosa würde schreiben können.

Dies klingt vielleicht sehr anspruchsvoll. Aber man muß bedenken, daß ich nichts von Carlyle wußte. Ich ahnte nicht, ob sein Stil bewundert oder als bizarr und eigentümlich getadelt wurde. Was ich empfand, war dieselbe Freude, die jemand fühlen würde, der einen Geiger ein ausgezeichnetes Instrument spielen hört und sich dabei erinnert, daß er selbst eine Violine hat, die mit demselben Wohlklang erklingen könnte.

Außerdem kam für mich Carlyle vorderhand nur als Stilist in Betracht, nicht als der große Sozialphilosoph. Es war nicht meine Sache, die Rolle der Genies in der Weltgeschichte darzulegen, die Menschen zu lehren, in Ehrfurcht und Gehorsam dem „Mann, der kann“, dem durchdringenden Genius, der Lüge von Wahrheit scheidet, dem Führer, dem Helden Gefolgschaft zu leisten. Ich las davon mit Bewunderung und freudiger Zustimmung; aber nicht der Denker, sondern der Schriftsteller war es, der mich am meisten packte.

So direkt aus dem Herzen schreiben, so frei und ungezwungen mit dem Leser verkehren, Haß und Hohn, Liebe und Weisheit in einer phantasievollschimmernden Sprache Ausdruck geben zu können, das war das Köstliche.

Den ganzen Sommer las ich Carlyles Buch, und als ich im Herbst an das Seminar zurückkehrte, freute ich mich schon, mit meinen Kolleginnen darüber zu sprechen. Ein paar von ihnen wußten schon, daß Carlyle einer der größten Schriftsteller Englands war, aber keine hatte ihn gelesen. Ich ging in der Selbstentäußerung so weit, daß ich das Buch der Bibliothek zurückgab, damit, wer wollte, es sich ausleihen konnte, aber ich bemerkte nicht, daß es bei irgend jemandem denselben stürmischen Enthusiasmus erregte wie bei mir.

Die war ja recht niederdrückend, aber es sollte noch schlimmer kommen. Es war damals Usus, daß die Seminaristinnen der obersten Abteilung eine Art Probeabhandlung schrieben. Den Gegenstand durfte man sich selbst wählen und die Aufsätze durften länger sein als gewöhnlich. Ich entschied mich dafür, über Cromwell zu schreiben, wie er vom Carlyle in „Helden und Heldenverehrung“ geschildert wird. Damit machte ich meinen ersten Versuch, Carlylesche Prosa zu schreiben. Brauche ich erst zu

sagen, daß das Resultat höchst unglücklich ausfiel und unserem schwedischen Lehrer ernste Sorgen bereitete?

Damit war es für diesmal mit dem Carlyleschen Einfluß aus.

Die Jahre gingen. Ich verließ die Lehrerinnenbildungsanstalt und wurde Lehrerin in Landskrona. Da entdeckte ich eines Tages auf dem Tisch der Buchhandlung die Geschichte der französischen Revolution von Thomas Carlyle in schwedischer Uebersetzung. Ich blätterte in dem Buch, sah augenblicklich, daß es ein echter Carlyle war, und kaufte es sofort.

Wiederum hatte ich ein Buch des großen Meisters in der Hand. Wiederum empfand ich bei der Lektüre Bewunderung und Hingerissenheit, wiederum hatte ich das Gefühl, daß auch ich vielleicht fähig wäre, eine solche Prosa schreiben zu können, aber nun dachte ich nicht einmal daran, es zu versuchen. Ich schrieb noch immer Verse. Ich war jetzt dabei, meine Kavaliersgeschichten zu einem Versdrama auszuarbeiten. Ich sah die Kavaliere schon leibhaftig vor mir, viele ihrer Abenteuer lagen seit Jahren in meinem Inneren fertig, aber mit dem Niederschreiben ging es äußerst langsam.

Nach einigen Jahren kamen jedoch ein paar Umstände dazu, die mir auf den rechten Weg halfen. Baronin Sophie Adlersparre (Esselde), die sich lebhaft für mich interessierte, rief mir, die gebundene Form aufzugeben. Und großen Einfluß nahm auch der Verkauf meines Elternhauses, der mir tiefen Schmerz bereitete und den starken Wunsch hervorzwang, die heimatliche Gegend, ihre Natur und ihre Geschichte in der Dichtung zu verherrlichen.

Wie ich es schon in „Wie Gösta Berling entstand“ geschildert habe, entschloß ich mich, stark persönlich zu schreiben, mit all meinen Träumen und Torheiten, obwohl ich der Meinung war, damit alle Hoffnungen, daß mein Buch Leser finden würde, preiszugeben. Und nachher kam wirklich ein Tag, an dem die Feder über das Papier zu fliegen begann und ein langes Kapitel in ein paar Stunden fertig wurde. Mit derselben Leichtigkeit schrieb ich an den folgenden Tagen mehrere der in Gedanken schon fertiggedichteten Kapitel nieder.

Aber was ich damals meinen eigenen persönlichen Stil nannte, das war: nach Carlyles Vorbild kühn den Eingebungen der Phantasie zu folgen. Die Verwandtschaft, die ich mit ihm empfand, war so groß, daß ich nie so unmittelbar aus dem Herzen zu schreiben meinte, als wenn ich in seinen Fußstapfen wandelte. Ich wußte, daß ich das Feuer von ihm entliehen hatte, aber nachdem die Flamme entzündet war, wollte es mich doch bedünken, daß es mein eigener Brennstoff war, der sie am Leben erhielt. . . .

In den Fußstapfen des Riesen.

Von Selma Lagerlöf.

(Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Marie

Franzosa.)

Friederike Bremer, die nicht nur eine eifrige Reisende war, sondern auch die Menschen und Verhältnisse in den Ländern, die sie durchstreifte, gründlich kennen zu lernen trachtete, kehrte im Jahre 1849 von einer Reise in den Vereinigten Staaten zurück. Dort drüben hatte man wohl ihre Aufmerksamkeit auf den schottischen Historiker und Philosophen Thomas Carlyle gelenkt, dessen Bücher in der ganzen angelsächsischen Welt mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen wurden; und in dem Gepäck, das sie heimbrachte, befand sich auch eine seiner Schriften, eine Essaysammlung mit dem Titel: „Heroes, hero-worship and the heroic in history.“

Welche Schicksale das Buch in der nächsten Zeit hatte, ist der Schreiberin dieser Zeilen unbekannt. Aber zu Beginn der achtziger Jahre, als ich das höhere Lehrerinnenseminar in Stockholm durchmachte, befand es sich in der Schulbibliothek, und Friederike Bremers Name auf dem ersten Blatt des Buches schien ja zu bezeugen, daß sie selbst das Buch dieser Lehranstalt geschenkt hatte, die auf ihre Anregung hin entstanden war und wo so viele junge Mädchen sich vorbereiteten, ihre Ideen ins Leben hinauszutragen.

Thomas Carlyle lebte noch bis zum Jahre 1881, aber obgleich sein Ansehen sich keineswegs verringert hatte, sondern gerade um diese Zeit auf seinem Höhepunkt gestanden sein dürfte, war er doch noch in Schweden ganz unbekannt. Keine schwedische Uebersetzung seiner Arbeiten war noch erschienen und Friederike Bremers Buch stand ungelesen und unbeachtet in der Schulbibliothek. Zu Ende des Sommersemesters 1884 geschah es jedoch, daß ich es mir zufällig auslieh, um es nebst vielen anderen daheim auf dem Lande als Ferienlektüre zu verwenden. Zu meiner großen Schande muß ich gestehen, daß sowohl der Name des Verfassers wie der Inhalt des Buches mir ganz unbekannt war und daß ich es mir nur ausgeliehen hatte, weil der Titel „Helden, Heldenverehrung und das Heldenhafte in der Geschichte“ mich hoffen ließ, daß ich hier ein englisches Gegenstück zu unseren nordischen Heldensagen finden würde.

Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich mich an einem Regentage in das breite, rote Sofa in dem Mädchenzimmer auf Marbacha kuschelte, um das Buch zu lesen. Auf den ersten Blick sah ich, daß die Helden des Buches historische Persönlichkeiten waren, wie Cromwell, Luther, Napoleon, und daß es sich hier um Wirklichkeit handelte, nicht um Sagen oder Mythen. Die ersten Zeilen erschienen mir fast unverständlich, so anders waren sie als alles, was ich bisher gelesen hatte. Aber bald wurde mein lebhaftes Interesse wachgerufen und eine Bewunderung, in die sich die allergrößte Freude mischte. Schließlich war mir so zumute, daß ich vor Entzücken fast laut aufgeschrien hätte. Ich hätte auf Wege und Stege hinauslaufen wollen, um allen Menschen zu erzählen, welch köstlichen Schatz ich gefunden hatte.

Während ich so las, war mir nämlich etwas sehr Merkwürdiges widerfahren. Ich selbst hatte ja schon seit vielen Jahren versucht, mich zur Schriftstellerin heranzubilden. Aber ich glaubte mich zur Poetin berufen. Und alles, was ich bisher geschrieben, war in gebundener Form gewesen. Die Idee, die Geschichte der alten Värmländer Kavaliers zu erzählen, hatte ich schon, aber ich dachte sie mir immer in Reim und Metrum ausgeführt. In Prosa hatte ich kaum etwas anderes geschrieben als schwedische Aufsätze; da mir diese aber regelmäßig Lob für den Inhalt, aber bitteren Tadel wegen der Formgebung brachten, trug dies dazu bei, mich in dem Glauben zu bestärken, daß meine Heimat das Gebiet der Poesie war.

Unter den Prosaschriftstellern gab es natürlich eine ganze Menge, die ich ebenso sehr bewunderte und liebte wie die Dichter. Ich hatte in meinen ersten Jugendjahren mit solchen

Meistern des Prosaстиls Bekanntschaft gemacht, wie Dickens und Thackeray, Daudet und Flaubert, Ibsen und Björnson, Lie und Kielland, Turgenjew und Tolstoi, H. C. Andersen und J. P. Jacobsen, um nur einige zu nennen, deren Größe bestehend zu sein scheint. Aber keiner von ihnen hatte eine solche Wirkung auf mich ausgeübt wie Carlyle.

Hier, bei der Lektüre dieser leidenschaftlichen Seiten, dieser Sätze, die mit vulkanischer Kraft hinausgeschleudert wurden, dieser Bildersprache, aus allen Ecken und Enden der Welt geholt, dieser Aussprüche, gebieterisch und drohend wie bei den Propheten der Bibel, empfand ich das seltsame Gefühl, etwas Verwandtes in mir zu bergen. Eine Fähigkeit, die im Unbewußten geschlummert hatte, wurde zum Leben erweckt, und ich hatte das deutliche Gefühl, daß auch ich eine solche Prosa würde schreiben können.

Dies klingt vielleicht sehr anspruchsvoll. Aber man muß bedenken, daß ich nichts von Carlyle wußte. Ich ahnte nicht, ob sein Stil bewundert oder als bizarr und eigentümlich gelabelt wurde. Was ich empfand, war dieselbe Freude, die jemand fühlen würde, der einen Geiger ein ausgezeichnetes Instrument spielen hört und sich dabei erinnert, daß er selbst eine Violine hat, die mit demselben Wohlklang erklingen könnte.

Außerdem kam für mich Carlyle vorderhand nur als Stilist in Betracht, nicht als der große Sozialphilosoph. Es war nicht meine Sache, die Rolle der Genies in der Weltgeschichte darzulegen, die Menschen zu lehren, in Ehrfurcht und Gehorsam dem „Mann, der kam“, dem durchdringenden Genius, der Lüge von Wahrheit scheidet, dem Führer, dem Helden Gefolgschaft zu leisten. Ich las davon mit Bewunderung und freudiger Zustimmung; aber nicht der Denker, sondern der Schriftsteller war es, der mich am meisten packte.

So direkt aus dem Herzen schreiben, so frei und ungezwungen mit dem Leser verkehren, Haß und Hohn, Liebe und Weisheit in einer phantasievollschimmernden Sprache Ausdruck geben zu können, das war das Köstliche.

Den ganzen Sommer las ich Carlyles Buch, und als ich im Herbst an das Seminar zurückkehrte, freute ich mich schon, mit meinen Kolleginnen darüber zu sprechen. Ein paar von ihnen wußten schon, daß Carlyle einer der größten Schriftsteller Englands war, aber keine hatte ihn gelesen. Ich ging in der Selbstentäusserung so weit, daß ich das Buch der Bibliothek zurückgab, damit, wer wollte, es sich ausleihen konnte, aber ich bemerkte nicht, daß es bei irgend jemandem denselben stürmischen Enthusiasmus erregte wie bei mir.

Dies war ja recht niederdrückend, aber es sollte noch schlimmer kommen. Es war damals Usus, daß die Seminari-stimmen der obersten Abteilung eine Art Probeabhandlung schrieben. Den Gegenstand durfte man sich selbst wählen und die Aufsätze durften länger sein als gewöhnlich. Ich entschied mich dafür, über Cromwell zu schreiben, wie er von Carlyle in „Helden und Heldenverehrung“ geschildert wird. Damit machte ich meinen ersten Versuch, Carlylesche Prosa zu schreiben. Brauche ich erst zu sagen, daß das Resultat höchst unglücklich ausfiel und unserem schwedischen Lehrer ernste Sorgen bereitete?

Damit war es für diesmal mit dem Carlyleschen Einfluß aus.

Die Jahre gingen. Ich verließ die Lehrerinnenbildungsanstalt und wurde Lehrerin in Landskrona. Da entdeckte ich eines Tages auf dem Tisch der Buchhandlung die Geschichte der französischen Revolution von Thomas Carlyle in schwedischer Uebersetzung. Ich blätterte in dem Buch, sah augenblicklich, daß es ein echter Carlyle war, und kaufte es sofort.

Wiederum hatte ich ein Buch des großen Meisters in der Hand. Wiederum empfand ich bei der Lektüre Bewunderung und Hingerissenheit, wiederum hatte ich das Gefühl, daß auch ich vielleicht fähig wäre, eine solche Prosa schreiben zu können, aber nun dachte ich nicht einmal daran, es zu versuchen. Ich schrieb noch immer Verse. Ich war jetzt dabei, meine Kavaliergeschichten zu einem Versdrama anzuarbeiten. Ich sah die Kavaliers schon lebhaftig vor mir, viele ihrer Abenteuer lagen seit Jahren in meinem Inneren fertig, aber mit dem Niederschreiben ging es äußerst langsam.

Nach einigen Jahren kamen jedoch ein paar Umstände dazu, die mir auf den rechten Weg halfen. Baronin Sophie

Melersparre (Esselde), die sich lebhaft für mich interessierte, riet mir, die gebundene Form aufzugeben. Und großen Einfluß nahm auch der Verkauf meines Elternhauses, der mir tiefen Schmerz bereitete und den starken Wunsch hervorzwang, die heimatische Gegend, ihre Natur und ihre Geschichte in der Dichtung zu verherrlichen.

Wie ich es schon in „Wie Gösta Berling entstand“ geschildert habe, entschloß ich mich, stark persönlich zu schreiben, mit all meinen Träumen und Torheiten, obwohl ich der Meinung war, damit alle Hoffnungen, daß mein Buch Leser finden würde, preiszugeben. Und nachher kam wirklich ein Tag, an dem die Feder über das Papier zu fliegen begann und ein langes Kapitel in ein paar Stunden fertig wurde. Mit derselben Leichtigkeit schrieb ich an den folgenden Tagen mehrere der in Gedanken schon fertiggedichteten Kapitel nieder.

Aber was ich damals meinen eigenen persönlichen Stil nannte, das war: nach Carlyles Vorbild kühn den Eingebungen der Phantasie zu folgen. Die Verwandtschaft, die ich mit ihm empfand, war so groß, daß ich nie so unmittelbar aus dem Herzen zu schreiben meinte, als wenn ich in seinen Fußstapfen wandelte. Ich wußte, daß ich das Feuer von ihm entliehen hatte, aber nachdem die Flamme entzündet war, wollte es mich doch bedünken, daß es mein eigener Brennstoff war, der sie am Leben erhielt. . . .